

Das Recht zu leben [Schluss]

Autor(en): **Wolff, Ludwig**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 38

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647874>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Recht zu leben

Von LUDWIG WOLFF

(Schluss.)

„Guten Abend, Dieten“, sagte er, viel unsicherer als zuvor.

Sie stand eine Weile wie betäubt da, dann kam sie auf ihn zu, legte die Arme um seinen Hals und flüsterte: „Ich bin so froh, daß du wieder da bist.“

Wie einfach war das Leben, wenn man den Menschen, den man liebte, in den Armen halten durfte.

„Du mußt mir verzeihen, Dieten. Es waren so schreckliche Mißverständnisse.“

Sie legte ihre Hand auf seinen Mund.

„Du brauchst dich nicht zu entschuldigen, Peter. Ich bin an allem schuld.“

„Nein, Dieten. Ich bin schuldig.“

Sie machte sich frei.

„Das Geld hat uns vergiftet, Peter.“

„Ja, natürlich, aber ich möchte nur das eine sagen, Dieten, meine geliebte Dieten, daß dein erster Instinkt richtig gewesen ist.“ Sie runzelte die Stirn. „Ich weiß jetzt, daß Keridan ein gefährlicher Schmuggler ist.“ Er sagte es auf gut Glück, denn er hatte keinen Beweis für seine Behauptung. „Er arbeitet mit einem Griechen namens Heliopoulos zusammen.“ Die Erinnerung an Heliopoulos tat Dieten weh. „Sie gehören einer Vereinigung an, die als ‚D. S. C. J.‘ bekannt ist. ‚D. S. C. J.‘ heißt ‚organisation secrète des contrebandiers internationaux.‘“

„Das alles kann stimmen“, antwortete Dieten bedrückt, „aber es ist ganz gleichgültig, ob Keridan ein Schmuggler und Verbrecher ist oder nicht.“

„Hör' mal, Dieten, das ist doch gerade für uns nicht ganz gleichgültig.“

Sie ging wieder auf ihn zu und nahm seine Hand.

„Es ist vollkommen gleichgültig. Ich will dir etwas sagen, Peter. Man darf auch einem Dieb sein Geld nicht stehlen.“

Hollbruch begriff in diesem Augenblick, daß es für Dieten kein Glück und keinen Frieden gab, wenn er das Geld für sich behielt.

„Das ist mein Standpunkt, Peter, mein kleiner Privatstandpunkt, zu dem du dich stellen kannst, wie du willst. Kein Mensch hat das Recht, seine Idee einem andern aufzuzwingen. Man muß tolerant sein. Das hat mich Eva Brake gelehrt.“ Sie machte eine Pause, als erwartete sie eine Entgegnung. „Ich habe Eva nie recht leiden gemocht, aber jetzt weiß ich, daß sie ein großartiger Mensch ist.“

„Das ist sie“, bestätigte Hollbruch verwirrt.

„Seh dich doch, Peter, und erzähle mir, was für Pläne du hast.“

Sie setzte sich neben ihn und hielt seine Hand fest.

„Ich habe die Möglichkeit, unser Gut spottbillig zurückzukaufen. Was hältst du davon, Dieten?“

„Es wäre schön“, antwortete sie leise und blickte ihren Mann verzweifelt an.

„Ich habe solchen Landhunger, Dieten.“

„Ich auch, Peter.“ Ihre Augen wurden naß. „Ich will dir nichts mehr dreinreden, du kannst machen, was dir richtig erscheint, aber hältst du es wirklich für möglich, mit diesem Geld das Gut zu kaufen?“

„Nicht mit diesem Geld, Dieten.“ Er holte tief Atem, denn er bekam plötzlich Angst, daß sie auch gegen seinen Gewinn aus den Jackson-Schäuffelin-Aktien Einwendungen machen könnte. „Ich habe Glück gehabt und selber Geld verdient.“

Sie blickte ihn erstaunt und zweifelnd an.

„Du darfst mir glauben, Dieten. Wir brauchen das Geld Keridans nicht anzugreifen.“

„Ist das wirklich wahr, Peter?“ fragte sie mit einer ganz kleinen Stimme.

Er holte Papiere aus seiner Brusttasche hervor und rief triumphierend:

„Und außerdem habe ich das Gut bereits gekauft. Heute vormittag. Hier ist der Kaufvertrag. Wir können morgen in Hollbruch einziehen, Dieten.“

Sie sprang auf und umarmte ihren Mann.

„Ach Peterchen, was für ein Glück ist das! Was für ein unverdientes Glück ist das!“

Er wurde nachdenklich und sagte kleinlaut:

„Du hast recht, Dieten. Wir haben soviel Glück gar nicht verdient.“

„Wir wollen es uns verdienen, Peterchen.“ Nach einer Weile hob sie den Kopf und fragte zaghaft: „Was geschieht mit dem andern Geld?“

„Ja, das wäre noch zu überlegen“, erwiderte er unschlüssig. Plötzlich fielen ihm die Blinden ein, die auf der Straße Harmonium spielten und Lieder zum Lob Gottes sangen. „Wir könnten vielleicht eine Stiftung für arme Blinde machen, Dieten. Arme Blinde haben es schwer auf der Welt.“

Ihr Gesicht verdüsterte sich.

„Das ist ein schöner Gedanke, Peter, aber du kannst keine großartigen Stiftungen mit fremdem Geld machen. Das ist nicht gut möglich. Oder irre ich mich?“

„Du hast recht, Dieten“, antwortete er beschämt. „Du hast fast immer recht. Bitte, sage du, was geschehen soll.“

„Das ist doch klar, Peterchen. Wir müssen das Geld Keridan zurückgeben, ganz egal, ob er ein ehrbarer Kaufmann oder ein Gauner ist.“

Hollbruch wagte nichts dagegen zu sagen, obwohl ihm diese Entscheidung gegen den Strich ging.

Sie hatten die Ladenklingel überhört und sahen plötzlich Frau Marzahn eintreten, die überrascht an der Tür stehen blieb und Hollbruch mit sauerfüßer Freundlichkeit begrüßte.

„Ach du meine Güte! Der Herr Baron is wieder im Lande! Das is aber 'ne Freude!“ Sie schüttelte seine Hand, als wollte sie ihm den Arm ausreißen. „Na, wie geht's denn immer? Haben sie 'ne Stellung in der Schweiz gefunden?“

„In der Schweiz nicht, Frau Marzahn, aber in Deutschland.“

„Als Gutsinspektor, Frau Marzahn“, beeilte sich Dieten zu erklären.

„Da muß man woll gratulieren. Gutsinspektor is 'ne feine Nummer.“

Sie blickte Dieten vorwurfsvoll an. „Da werden Sie mir woll verlassen, Frau Baronin?“

„Ich muß doch, Frau Marzahn.“

„Natürlich müßense, Frau Baronin, das versteht sich von alleine. Aber deswegen is es doch jammerschade.“ Sie wendete sich an Hollbruch und sagte drohend: „Sie wissen ja garnich, was für 'ne tüchtige Frau Sie haben, Herr Baron. Die führt den Laden besser als ich, das könnense mir glauben, und das Jemüsegeschäft hat's in sich. Das is garnich so einfach, wie's aussieht.“ Sie zog das Taschentuch und schneuzte sich. „Ich hab' der Frau Baronin die Kompagnieschaft angetragen, stimmt's oder stimmt's nich?“

Dieten nickte.

„Nu is es Effig damit. Aber wenn Sie mal, was Gott verhüten möge, Ihre Stellung verlieren sollten, Herr Baron —“

„Dann komme ich wieder, Frau Marzahn“, sagte Dieten tröstend.

„Is recht, Frau Baronin“, antwortete die Witwe Marzahn weinerlich und sah Hollbruch feindselig an.

41. Kapitel.

Keridan wanderte schweigend und kopfschüttelnd durch die Halle, als suchte er den wahren Grund, der Mira bewogen hatte, ihre Villa Heliopoulos zu schenken. Schließlich blieb er vor seiner Schwester stehen, die gleichmütig in einem Sessel saß, und sagte ohne Vorwurf:

„Ich werde niemals begreifen, warum du das getan hast, Mira. Heliopoulos hätte nicht das geringste gegen dich unternehmen können, wenn du seine unverschämte Forderung glatt zurückgewiesen hättest.“

„Du hast natürlich recht, Ali. Es war sinnlos, Heliopoulos die Villa zu überlassen, aber ich war demoralisiert. Kannst du das nicht verstehen?“ Sie blickte in die Luft. „Man führt jahrelang einen Kampf mit aller Tapferkeit, dann kommt eine einzige Minute, die dich umwirft.“

Er setzte sich Mira gegenüber.

„Was hat dich umgeworfen?“

„Der Ekel.“

„Wovor?“

„Vor allem.“ Sie schloß die Augen. „Ich bin so müde, Ali, du kannst dir gar nicht vorstellen, wie müde ich bin.“

Er nickte.

„Ja, man wird müde.“

Sie öffnete die Augen und sah ihren Bruder an.

„Aber wir haben kein Recht, müde zu sein, Ali. Wir müssen weiterkämpfen. Wir sind noch nicht besiegt. Wenn du ruhig überlegst, wirst du erkennen, daß unsere Lage nicht verzweifelt ist. Wir haben noch dieses Haus, wir haben die eingerichtete Fabrik, und ich besitze noch ein wenig Schmutz.“

Keridan zuckte die Achseln.

„Sehr schön, aber wir haben kein Kapital, um die Fabrik in Betrieb zu setzen. Und da es heute unmöglich ist, Geld aufzutreiben, ist unsere Lage aussichtslos.“

„Ich habe ein anderes Bedenken, Ali, aber du darfst nicht gekränkt sein, wenn ich es dir offen sage.“

„Du kannst mir alles sagen, Mira.“

„Ich zweifle daran, ob es dir möglich sein wird, aus der Fabrik in der heutigen Zeit einen Reingewinn herauszuholen.“

„Dein Zweifel ist berechtigt, denn du denkst daran, daß die Fabrik bisher stets mit einem Verlust gearbeitet hat, den ich aus meiner Tasche gedeckt habe. Du vergißt aber zweierlei, Mira. Erstens, daß die Fabrik wegen des Warenlagers unrationell geführt werden mußte, zweitens, daß ich meine Konstruktion eines billigen, guten Radio-Apparates zurückbehalten habe.“

„Ich muß dir glauben, Ali, denn ich verstehe von diesen Dingen nichts. Außerdem sage ich mir, daß du nicht so wahn-sinnig sein wirst, dich selber zu belügen, wenn es um deine Haut geht. Wieviel Geld brauchst du zumindest, um die Fabrik in Gang zu setzen?“

„Ich muß 200 000 Mark haben, sonst kann ich nicht anfangen. Das heißt, es wäre natürlich möglich, mit einem geringeren Betrag zu beginnen, aber dann würde die Sache zu einem Hazardspiel, das ich nicht riskieren will.“

Mira zündete sich eine Zigarette an.

„Wir müssen also 200 000 Mark heranschaffen.“

Keridan lächelte nachsichtig.

„Das ist das hoffnungsloseste Unternehmen der Welt, meine liebe Mira.“

„Dennoch sehe ich zwei Möglichkeiten.“

„Du träumst, Mira.“

„Vielleicht, aber es gibt Träume, die sich verwirklichen lassen. Ich will zuerst versuchen, ob es mir nicht gelingt, von Hollbruch wenigstens einen Teil des Geldes zurückzubekommen.“

Er verzog den Mund.

„Wenn es seiner Frau, die er liebt, nicht geglückt ist, wird es dir nicht gelingen, Mira.“

Sie starrte vor sich hin und sah einen dunklen Bart, in dem sie geküßt worden war.

„Wenn er seine Frau wirklich liebt, könnte es mir glücken.“

„Das ist mir zu geheimnisvoll, Mira“, sagte Keridan skeptisch. „Und die zweite Möglichkeit?“

„Ich werde wieder arbeiten, nicht für Heliopoulos und Marbarat, aber für Kokotos.“

„Das ist ausgeschlossen, Mira. Wir haben so ziemlich alles verloren, aber die Freiheit gewonnen. Die willst du wieder hingeben? Niemals, Mira, niemals werde ich dieses Opfer annehmen.“

„Du bist so sentimental geworden, Ali. Ich erkenne dich nicht wieder. Bist du verliebt?“

„In dich und in die Freiheit. Und jetzt will ich dir meinen Plan sagen, der nicht in den Wolken hängt, sondern durchführbar ist. Wir wollen das Haus und die Fabrik verkaufen, so gut oder so schlecht es möglich ist, und auswandern.“

„Wohin?“

„Wohin du willst, Mira. Die Welt ist groß. Wir werden irgendwo ein neues Leben beginnen.“

„Ein neues Leben?“ Sie lächelte ihrem Bruder zu. „Wie jung du noch bist, mein guter Ali. Ich komme mir wie eine alte Frau neben dir vor.“

Gesine klopfte an, trat ein und sagte:

Die Frau Baronin Hollbruch ist da, Herr Keridan.“

Keridan blickte das Mädchen ungläubig an.

„Wer ist da?“

„Die Frau Baronin Hollbruch.“

„Ich lasse bitten.“

Seine Stimme war ganz heiser.

„Willst du allein sein?“ fragte Mira spöttisch.

„Nein, bleib' hier.“

Als Dieten eintrat, fühlte sich Keridan so schwach und elend, als ob er sekrank wäre.

„Guten Tag, Herr Keridan“, sagte sie lächelnd und reichte ihm die Hand.

„Guten Tag, Frau Baronin“, stammelte Keridan, der sich niemals verzeihen konnte, daß er Dieten zu Heliopoulos geführt hatte. „Gestatten Sie, daß ich Ihnen meine Schwester vorstelle.“

„Sehr erfreut“, sagte Mira mit kühler Gelassenheit und betrachtete prüfend die Frau, die der Hamburger Rechtsanwalt Dr. Hagemann liebte.

„Bitte, nehmen Sie Platz, Frau Baronin“, bat Keridan.

„Haben Sie Nachrichten von Ihrem Mann, Frau Baronin?“ fragte Mira angriffs-lustig.

„Ja, er ist in Berlin, Fräulein Keridan.“

„Wie interessant!“

„Deswegen bin ich auch hier.“ Sie wendete sich Keridan zu. „Ich will meine Schuld bezahlen.“

Die Geschwister starrten entgeistert die Baronin Hollbruch an.

Dieten öffnete ihre Handtasche und holte acht Schecks hervor, die sie auf den Tisch legte.

„Hier sind Ihre 800 000 Franken, Herr Keridan.“ Er sah sassunglos auf die Schecks und konnte kein Wort sagen. „Die Schecks sind gedeckt. Sie können ohne Sorge sein, Herr Keridan.“

Er riß sich zusammen und rief mit einer Stimme, die fast klanglos war:

„Soviel sind Sie uns nicht schuldig, Frau Baronin. Sie müssen einen Teil des Geldes für sich behalten. Wir können die ganze Summe nicht annehmen. Das ist unmöglich. Nicht wahr, Mira?“

„Wir werden das Geld zu dritt aufteilen, Frau Baronin“, schlug Mira vor.

Dieten schüttelte den Kopf.

„Sie sind sehr freundlich, meine Herrschaften, aber wir wollen die Tatsachen nicht zu meinen Gunsten verdrehen. Untreue und Mißbrauch des Vertrauens dürfen nicht belohnt werden.“

„Sie wissen nicht, Frau Baronin“, sagte Keridan flehend, „daß alles, was Sie getan haben, uns zum Vorteil gereicht hat. Ich verdanke Ihnen meine Freiheit.“

„Das ist ein kleiner Trost für mich, Herr Keridan.“

„Sie können mit gutem Gewissen Ihren Anteil annehmen, Frau Baronin.“ Er sah ihr hilflos in die Augen. „Ich bitte Sie.“

„Sie müssen uns doch erlauben, Ihnen zu danken“, sagte Mira herzlich. „Wir sind Ihnen großen Dank schuldig. Sie haben uns gerettet, Frau Baronin.“

„Ich werde Ihnen wohl sehr lächerlich erscheinen, weil ich ein solches Geschenk ablehne, aber ich kann wirklich nicht anders handeln. Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen werden, ich will mit diesem Geld nichts zu tun haben. Es kann mir kein Glück bringen. Dieses Geld hat mir mehr Kummer und Herzeleid bereitet, als das bittere Elend, in dem wir gelebt haben.“ Sie begann zu frieren, so grauenhaft erschien ihr jetzt alles, was sie durchgemacht hatte. „Aber wenn Sie mir durchaus eine Freude machen wollen, Herr Keridan, so spenden Sie einen Betrag für arme Blinde.“

„Das wird geschehen, Frau Baronin“, versprach er feierlich. „Dennoch bin ich traurig, weil Sie unseren Dank ablehnen. Was

wollen Sie und Ihr Mann jetzt beginnen? Dürfen wir nicht helfen? Ich könnte Ihrem Mann eine gute Stellung in meiner Fabrik anbieten, die ich jetzt dank Ihnen wieder eröffnen werde.“

„Schönen Dank, Herr Keridan, aber wir haben einen Ausweg gefunden. Es wird uns mit Gottes Hilfe ganz gut gehen.“

Sie stand auf und betrachtete nachdenklich die schöne Halle, in der sie schwere Stunden verlebt hatte.

„Jetzt will ich gehen, Herr Keridan.“

Sie gab ihm die Hand, die er einen Augenblick lang festhielt.

„Gestatten Sie mir noch eine Frage, Frau Baronin. Auf welche Weise ist es Ihnen gelungen, das Geld von Ihrem Mann zurückzubekommen?“

„Das war ganz einfach“, sagte Dieten und lächelte zuversichtlich. „Die Liebe ist stärker als das Geld, Herr Keridan.“

E n d e.

Der Goldschmied

Von Fritz Grossenbacher

Nicht daß er Goldschmied war, aber man sagte ihm so. Etliche sprachen mit etwas Mitleid von ihm, andere untermalten seinen Uebennamen mit Spott. Die meisten aber erblickten in seiner Werkstatt eine Sehenswürdigkeit des Ortes und versäumten nicht, jeden Verwandten- und Bekanntenbesuch dorthin zu führen. Die Werkstatt lag im Schachen am nahen Wasser. Eine Hütte, hergestellt aus altem Blech und Eisen, das zum guten Teil aus Schuttgruben stammte, beherbergte die rostige Esse, den alten Amboß und schützte den Dreibeiner mit dem zerlumpten Lederpolster, auf welchem der Alte sein Brot aß, vor Mäße. Nicht immer war der Goldschmied so gut geduldet worden. Es gab eine Zeit, da man nichts Romantisches an seiner Behausung sehen wollte und man fand, es gezieme sich schlecht, wenn ein schmuckes Dorf just am beliebtesten Spazierwege eine solche Baracke dulde. Der solle nur froh sein, daß er überhaupt ein Bürgerrecht besitze, zumal es ihm früher im Dorf ja nicht gut genug gewesen sei. Aber man habe mit so einem, der in Amerika habe ein reicher Herr werden wollen und als Lump zurückgekommen sei, viel mehr Rücksicht, als mit den Alteingesessenen. Und so weiter. Selbstverständlich konnte der Präsident der Polizeikommission nicht umhin, dem Murren Beachtung zu schenken, weil er der Volkswahl unterworfen war. So machte er sich denn auf, um dem „Goldschmied“ anzuraten, sich einen andern Platz zu suchen. Merkwürdigerweise schien sich der gar nicht so über den hohen Besuch zu wundern. Möglich, daß er schon andern Männern begegnet war, welche gewichtig gelbe Briefumschläge mit sich herumtrugen. Er pußte die Brillengläser und lauschte ruhig der Rede, die ihm besagte, daß er mit seiner Hütte ein öffentliches Vergernis sei. Dann holte er aus einer Ecke eine kunstvoll gearbeitete kleine Eisentafette hervor.

„Der Schub kam ich zurück. Ein halber Bagabund ist er in Amerika geworden“, sagen die Leute. Da, Herr Präsident, da ist das Bild meiner Tochter. Sie wurde drüben von einem Auto überfahren und starb in der Klinik, kaum vierzehnjährig. Hier sehen Sie meinen Sohn. Er konnte froh sein, daß sein Vater auch einmal gute Tage sah. Studiert hat er und ist dann mit einer Schauspielerin verschwunden. Und da . . . ist der letzte Brief meiner Frau. Eigentlich ist es kein Brief, nur ein Blatt, das sie für sich selbst und vielleicht auch für mich überschrieben hat. Sie konnte nach einem Schlaganfall nicht mehr gut sprechen. Mit Mühe und Not schrieb sie sich diese Zeilen vom Herzen. Ich fand sie unter dem Kopfkissen.“

Mit zitternder Hand überreichte der Alte dem Gast das zerknitterte Blatt und deutete auf die Stelle, wo es hieß:

„. . . und da soll ich nun sterben, allmächtiger Gott, in der lieblosen Fremde, während sie zu Hause durch den Schachen spazieren, wo das Wasser murmelt und die Vögel in Gebüsch und auf Bäumen den sonnigen Tag besingen . . .“

Und was hat nun der Dorfgewaltige darauf geantwortet? — Ich weiß es nicht, werde es nie erfahren. Der Mann der Behörde hütete sich stets, das Gespräch auf jene Unterredung zu lenken, und doch glaube ich, daß der Urquell des späteren Duldens, welches bei vielen Leuten zu mitleidsbetonter Verehrung answoll, bei ihm zu suchen war.

Samuel Stoller, der „Goldschmied“, ist tot. Der Bergbach, der an heißen Sommertagen halb ausgetrocknet ist und nur träge durch den Schachen schleicht, riß zur Zeit der Schneeschmelze den Alten mit sich fort. Ein armes Kind versuchte den Wogen Holz zu entwinden, freute sich, daß der „Goldschmied“ herbeieilte, um den großen Ast, den es ergriffen hatte, herausreißen zu helfen. Da sanken die nächsten unterspülten Grabhügel in die trüben Wellen, und Samuel Stoller verschwand mit ihnen in der kaltgrünen, gurgelnden Flut.

Seine Hütte steht noch, öd und leer. Niemand stellte den Antrag, sie niederzureißen. Des Toten Grab gehört zu den schönsten auf dem Friedhof. Die Dorfschule pflegt die Ruhestätte, wo eine wilde Rose zweigt und mit ihren Ranken den Stein umschlingt, auf dem zu lesen steht, daß in der Schachenhütte kein „Goldschmied“ mehr hämmert.

Goldene Worte

Wir sind nicht hier, um glücklich zu sein, sondern um unsere Schuldigkeit zu tun.

Die starken und tiefen Schmerzen sind den starken und tiefen Menschen vorbehalten.

Es ist unendlich schöner, sich zehnmal betrügen zu lassen, als einmal den Glauben an die Menschheit zu verlieren.

Mitleidig sein ist schön und gut, mitleiden können edel und groß.

Wehe uns, wenn wir höhere Ansprüche an andere stellen als an uns selbst.

Man wandert nur einmal durchs Leben. Was mir auf diesem Weg möglich ist, ein herzliches Wort hier, ein freundliches Lächeln dort, ich will es nicht unterlassen, denn ich werde nie wieder dieses Weges kommen.